

Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft im Spiegel der Forschung

Lind, Inken

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lind, I. (2004). Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft im Spiegel der Forschung. *Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid*, Frauen- und Geschlechterforschung 2004/2, 23-37. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-202024>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft im Spiegel der Forschung

Inken Lind

I Einleitung

Die Möglichkeiten für eine Vereinbarkeit von Familienverantwortung und Berufstätigkeit ist in der Bundesrepublik nach wie vor defizitär. Das gilt mehr oder weniger für alle Arbeitsbereiche, wenngleich einige Professionen und Statusgruppen von diesbezüglichen Schwierigkeiten in ganz besonderer Weise betroffen zu sein scheinen. So auch in der Wissenschaft. Dabei sind nicht nur – anders als in diesem Kontext zumeist verlautbart – Wissenschaftlerinnen mit aufgeschobenem oder bereits realisiertem Kinderwunsch betroffen. Auch männlichen Wissenschaftlern, die von traditionellen Vorgaben abweichen, sei es in ihrer Rolle als Vater oder als Teil eines Dual-Career-Couple, bieten sich in Deutschland wenig Gestaltungsoptionen im Vergleich zu anderen Ländern.¹ Die Konsequenzen können durch das Schlagwort von den ‚Flüchtigen Ressourcen‘ bildhaft zusammengefasst werden: Der bundesdeutschen Wissenschaft gehen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verloren, die entweder in anderen Arbeitsfeldern oder aber in anderen Ländern ihre Lebensentwürfe besser verwirklichen können.

Die zukünftige Qualität der Wissenschaft wird jedoch wesentlich davon abhängen, inwieweit es gelingt, mit dem innovativen Potenzial – d.h. den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern – ressourceneffizient umzugehen. Sowohl die geringe Flexibilität des deutschen Wissenschaftssystems für die Vereinbarkeit, die Integration von Frauen in die Wissenschaft und im Umgang mit Dual-Career-Couples müssen Anlass sein, sich der Frage nach einer Balancierung der Lebensbereiche für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu stellen. Nachdrücklich wies bereits der Wissenschaftsrat auf die Notwendigkeit von erweiterten Gestaltungsoptionen hin, die es beiden Geschlechtern erlaubten „...ein intensives Engagement für die Wissenschaft mit individuellen Lebensplanungen zu verbinden.“²

Nicht zuletzt hat die Frage der Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft auch vor dem Hintergrund der häufig konstatierten ausgesprochen geringen Reproduktionsrate von Wissenschaftlerinnen hohe gesellschaftliche Relevanz.³ Die insgesamt besorgniserregende demographische Entwic-

1 Vgl. Wissenschaftsrat, 1998, S. 59.

2 Wissenschaftsrat, 1998, S. 3.

3 Siehe Dorbritz, 2003; Anders als die entsprechenden Verlautbarungen in der Presse vermuten lassen, gibt es für die Bundesrepublik keine statistischen Angaben für die Gesamtbevölkerung zur Kinderzahl und Bildungsstand, weiterhin sind auch keine Statistiken zur Kinderzahl von Wissenschaftlerinnen verfügbar; vgl. dazu auch Kreyenfeld, 2004. Die häufig genannte Zahl von 40% der Akademikerinnen, die in der Bundesrepublik kinderlos bleiben, ist eine Hochrechnung auf der Grundlage des Mikrozensus (nach Auskünften des Statistischen Bundesamtes, 02/2004); Belege für den Zusammenhang von niedrigem Bildungsniveau und Kinderzahl finden sich z.B. bei Engstler & Menning, 2003; Dorbritz, 2003. Eine Sonderauswertung längsschnittlicher Daten zum Berufseinstieg von HochschulabsolventInnen des HIS zeigte eine besonders

klung spitzt sich in den höheren Qualifikationsstufen zu: Der inzwischen als ‚hochqualifizierte Polarisierung‘⁴ diskutierte inverse Zusammenhang zwischen Qualifikationsniveau und Kinderzahl muss auf individueller Ebene als Indikator für die faktische Beschränkung an Lebensoptionen für Wissenschaftlerinnen gegenüber Frauen mit anderen (akademischen) Berufen gewertet werden.⁵ Dies stellt zwar für Westdeutschland kein neues Verhaltensmuster dar, denn bereits in den 70er Jahren waren rund 40% der Akademikerinnen kinderlos; allerdings betrug der Anteil an Akademikerinnen damals lediglich 2% und spielte zahlenmäßig daher eine untergeordnete Rolle.⁶ Gleichzeitig bedeutet dies, dass es für Frauen in diesen mehr als drei Jahrzehnten unverändert schwierig geblieben ist, eine akademische Berufstätigkeit mit Mutterschaft zu verbinden.⁷ Und diese Schwierigkeiten scheinen mit weiteren akademischen Qualifikationen weiter anzusteigen, das belegen die besonders geringen Geburtenzahlen der Wissenschaftlerinnen. Keine Belege gibt es dagegen für geringer ausgeprägte Kinderwünsche in diesen Bildungsgruppen: in Umfragen gibt nur eine Minderheit von Wissenschaftlerinnen an, bewusst kinderlos bleiben zu wollen.⁸

Das Innovationspotenzial und die Zukunftsfähigkeit der Wissenschaft wird u.a. von der Schaffung angemessener Bedingungen für eine Ausbalancierung von Familie und Wissenschaft für Wissenschaftler beiderlei Geschlechts abhängen.⁹ Obgleich sich diese Erkenntnis – nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund des sogenannten Brain Drain – zunehmend durchsetzt, sind gleichzeitig deutliche Vorbehalte gegenüber der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit von Müttern und Vätern, die tatsächlich in die Betreuung und Alltagsorganisation der Familie wesentlich eingebunden sind, zu verzeichnen. Engagierte wissenschaftliche Arbeit und Elternschaft gelten implizit als inkompatibel. Doch wie ist tatsächlich der Kenntnisstand zum Arbeitsalltag und zur Lebenssituation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit Kindern? Welche Erkenntnisse gibt es zum wissenschaftlichen Karriereverlauf und der wissenschaftlichen Produktivität von Müttern? Und schließlich, welche Einstellungen existieren zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft?

Zum Thema der Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft wird in diesem Beitrag ein Überblick zum gegenwärtig (noch lückenhaften) Kenntnisstand gegeben. Diese Zusammenschau soll eine Diskussionsbasis bilden für die Auseinandersetzung mit Balancierungsfragen und einem zukunftsorientierten Umgang mit dem kreativen Potential der Wissenschaft: den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern – eben auch denjenigen, die elterliche Verantwortung tragen (wollen).

Fortsetzung Fußnote 3

geringe Kinderzahl bei Frauen, die direkt nach dem Hochschulabschluss als wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt sind; Auskunft des HIS, 02/04.

4 Dorbritz, 2003, S. 10; vgl. Dorbritz, 2004.

5 Vgl. Allmendinger et al., 2003; auf diesen Punkt weist auch der Wissenschaftsrat hin, siehe Wissenschaftsrat, 1998, S. 62.

6 Wirth & Dümmler, 2004, S. 3. Im Jahr 2000 betrug Akademikerinnenanteil an der Bevölkerung 10%; nach Wirth & Dümmler, 2004.

7 Kaum hinterfragt wird damals wie heute die Rolle der Partner für die generativen Entscheidungen der Akademikerinnen. Erste Ansätze dazu weisen auf die Bedeutung der Partner für den Aufschub von Kinderwünschen hin; vgl. Schönfisch, 2003.

8 Vgl. z.B. Kemkes-Grottenthaler, 2000; 2003.

9 Vgl. dazu Studie der Jungen Akademie (2001), nach der fast 50% der Rufabsagen mit mangelnden Perspektiven für beide Partner begründet werden. Vgl. Allmendinger et al., 2003.

II Zur Vereinbarkeit von Beruf und Elternschaft in Wissenschaft und Forschung

Die Frage der Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Arbeit und Familienaufgaben wurde und wird (fast) ausschließlich als ein ‚Frauenthema‘ diskutiert, in der Vergangenheit vor allem mit einer Konnotation auf der strukturellen Unvereinbarkeit beider Lebensbereiche. Entsprechend richteten sich zahlreiche Maßnahmen zur Frauenförderung gezielt auf die Vereinbarkeit beider Lebensbereiche, beispielsweise in Form von Wiedereinstiegsstipendien.¹⁰

Die noch immer sehr wirksamen Vorstellungen von einer strukturellen Unvereinbarkeit von wissenschaftlicher Arbeit und Kindererziehung haben sich vor allem für Frauen, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben, für lange Zeit auf ein entweder/oder auf die Frage ‚Karriere oder Familie‘ zugespitzt¹¹, ungeachtet der Tatsache, dass ein Verzicht auf Mutterschaft keineswegs barrierefreie Karriereoptionen ermöglicht(e).¹² Während in vergangenen Dekaden eine hohe wissenschaftliche Position bei Frauen fast ausnahmslos mit Kinderlosigkeit verbunden war, verweigern sich jüngere Kohorten von Wissenschaftlerinnen zunehmend gegen diese Dichotomisierung der Lebensoptionen und beanspruchen die Vereinbarkeit beider Lebensbereiche. Die Tatsache, dass nach wie vor erfolgreiche Wissenschaftlerinnen mehrheitlich kinderlos sind, verweist jedoch auf die geringe Realisierungswahrscheinlichkeit.¹³ Von den jüngeren Wissenschaftlerinnen scheiden diejenigen, die sich für eines oder mehrere Kinder entschieden haben, häufiger aus der Wissenschaft aus als ihre kinderlosen Kolleginnen.¹⁴ Kinderlose Wissenschaftlerinnen schieben die Familiengründung weit bis in das 4. Lebensjahrzehnt hinein auf, was häufig eine Verstetigung des kinderlosen Lebensstils bedeutet.¹⁵

Heute besteht weitgehend Konsens, dass die Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaft vor allem von Entscheidungsträgern und Vorgesetzten überschätzt wird, andere Barrieren für Wissenschaftlerinnen dagegen lange Zeit unterschätzt wurden. Einige Autorinnen argumentieren, dass die Betonung der Vereinbarkeitsproblematik in der Wissenschaft den Blick auf die strukturellen Barrieren verstelle. Die tatsächlich vorhandene Belastung, unter den gegebenen Bedingungen als Wissenschaftlerin mit Kindern tätig zu sein, werde durch die Betonung der Schwierigkeiten instrumentalisiert, damit in ihrer Wirkung faktisch verstärkt und das Vorurteil eines beschränkten Pools verfügbarer qualifizierter Nachwuchswissenschaftlerinnen aufrechterhalten.¹⁶ Dieser Argumentation wird hier grundsätzlich zugestimmt und bedarf entsprechender Berücksichtigung bei der Auseinandersetzung mit der Thematik.

In jedem Falle gebührt jedoch der spezifischen Situation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die Verantwortung für Kinder mit einer wissenschaftlichen Laufbahn vereinbaren (wol-

10 Kritisch dazu siehe z.B. Wild & Kracke, 1996, S. 11/12; Mesletzky, 1995.

11 Wissenschaftlerinnen älterer Kohorten konnten nur sehr selten Beruf und Familie vereinbaren; vgl. dazu Baus, 1994; Onnen-Isemann & Oßwald, 1991; Clephas-Möcker & Krallmann, 1986; Ingrisch, 1992; Macha & Paetzold, 1992; Bock et al., 1983; Schultz, 1990.

12 Vgl. dazu Abele, 2002, S. 58/59; Stebut, 2003; Allmendinger et al., 2000; Wimbauer, 1999.

13 Dies zeigen aktuelle Umfrageergebnisse; siehe dazu Abele, im Druck; Krimmer & Zimmer, 2004.

14 Vgl. z.B. Kokott, 1992; Allmendinger et al., 2000.

15 Vgl. auch Kemkes-Grottenthaler, 2000, 2003.

16 Mesletzky, 1995, S. 36; Wild & Kracke, 1996, S. 11/12; Brückner et al., 1997; Diemel, 2002; Brückner et al., 1999; Kraus, 2000; Mixa, 2000.

len), besondere Aufmerksamkeit. Dies gilt umso mehr, als derzeit noch keine Statistiken zur Anzahl der Eltern am wissenschaftlichen Personal vorliegen,¹⁷ bislang nur vergleichsweise wenige Studien zur Arbeitssituation und Karriereentwicklung von WissenschaftlerInnen in Deutschland veröffentlicht wurden und gleichzeitig eine hohe Beharrungskraft der Unvereinbarkeitsannahme als Erklärungsmodell für den geringeren Anteil an Wissenschaftlerinnen auf statushohen Positionen zu konstatieren ist.¹⁸

Die Frage nach Familie oder Karriere stellt sich heutzutage nicht nur für Frauen, sondern auch für männliche Wissenschaftler, wenngleich mit umgekehrten Vorzeichen: Für die Väter unter den Wissenschaftlern scheint vielfach nicht die Berufsarbeit, sondern eher die Wahrnehmung ihrer Verantwortung in der Familie als Problem im Vordergrund zu stehen. Hierbei scheinen Verfügbarkeitserwartungen der Institution und grundlegende, meist wenig bewusste Mythen zu wirken, nach denen die wissenschaftliche Arbeit der Kapazität des ganzen Menschen bedarf, der sich der Wissenschaft voll und ganz verschreiben muss und mit einer ausbalancierten Lebensweise kaum kompatibel ist.¹⁹ Fragen der Work-Life-Balance stellen sich für die jüngeren Kohorten männlicher Wissenschaftler um so mehr, als hier auch ein verändertes Partnerwahlverhalten zu beobachten ist. Zunehmend sind die Wissenschaftler mit Partnerinnen verheiratet, die ebenfalls in der Wissenschaft tätig sind oder einer anderen anspruchsvollen Berufstätigkeit nachgehen. Als Teil eines Dual-Career-Couple definieren sich einerseits die männlichen Wissenschaftler in ihrer Partnerrolle nicht mehr allein als Versorger, die ihrerseits private Fürsorgearbeit der Frau in Anspruch nehmen. Gleichzeitig sehen sich die Wissenschaftler zunehmend mit den entsprechenden Erwartungen ihrer Partnerinnen an die Verwirklichung zweier Karrieren und eine partnerschaftlichere Rollenaufteilung konfrontiert.

III Ergebnisse zur Work-Life-Balance in der Wissenschaft

Bei einer ersten Sichtung des Forschungsstandes zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit Kindern fallen folgende Punkte ins Auge: Ebenso wie für viele andere Arbeitsbereiche wurde die Berufssituation und Vereinbarkeitsthematik in der Wissenschaft fast nur für die Gruppe der Wissenschaftlerinnen näher beleuchtet. Familiär engagierte männliche Wissenschaftler bleiben mit ihrer Situation unberücksichtigt. Eine Ausnahme bildet die österreichische Studie von Buchinger et al., die im Auftrag des Österreichischen Bildungsministeriums durchgeführt wurde.²⁰ Quantitative Studien oder Vollerhebungen zur Anzahl von WissenschaftlerInnen mit Kindern in der Bundesrepublik liegen nicht vor.

In der Literatur zu der in der Bundesrepublik vergleichsweise neuen Debatte zu den Dual-Career-Couples wird in erster Linie die Vereinbarkeit beider Karrieren mit den entsprechenden Problemen der Stellenbesetzung und Berufungsverfahren diskutiert. Fragen nach der Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft werden – zumindest was den gegenwärtigen Stand der bundesdeutschen Dis-

17 Laut Angaben des Statistischen Bundesamtes 02/2004.

18 Vgl. dazu auch Lind, 2004.

19 Vgl. dazu u.a. Wimbauer, 1999; Macha, 2000. In diesem Zusammenhang sind auch die Hinweise auf eine besonders große Tendenz der männlichen Akademiker interessant, die Familiengründung aufzuschieben oder mittelfristig aufzuheben, siehe dazu z.B. Schönfisch, 2003.

20 Buchinger et al. (2002). Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zur Vereinbarkeit von Beruf und Privatem für Frauen und Männer an Österreichischen Universitäten.

kussion angeht – lediglich marginal behandelt.²¹ Auch existieren erst wenige Ansätze und empirische Arbeiten zur Frage der Ausbalancierung multipler oder auch konfligierender Zielsetzungen²² bzw. in welcher Form und mit welchen Strategien eine Work-Life-Balance subjektiv und objektiv gestaltbar ist. Die ganze Tragweite der Thematik auf die Arbeitswelt, das Wohlbefinden, auf Transport und Verkehr, auf generatives Verhalten und Elternschaft – so resümiert Abele – werden zwar bereits ansatzweise untersucht, seien jedoch bislang noch zu wenig erkannt.²³

Ergebnisse zu männlichen Wissenschaftlern mit Kindern aus allgemeiner angelegten Studien belegen eine hohe Beharrungskraft traditioneller Rollenverteilungen in Form eines beruflich stark engagierten Wissenschaftlers, dessen Kinder ausschließlich oder überwiegend durch die Partnerin betreut werden. In jüngster Zeit scheinen sich die Geschlechtsrollen aufzuweichen, zahlenmäßig dominieren jedoch weiterhin mehr oder weniger traditionelle Geschlechtsrollenarrangements bei den Vätern unter den Wissenschaftlern. Ähnliche Ergebnisse hinsichtlich der Rollenverteilung nach der Familiengründung zeigen sich auch bei anderen Akademikerpaaren.²⁴ Insbesondere bei den jüngeren Kohorten von Nachwuchswissenschaftlern scheint sich jedoch mit der zunehmenden Zahl der Dual-Career-Couples ein anderes Modell abzuzeichnen.²⁵

In der Literatur zu Wissenschaftlerinnen mit Kindern werden in den neueren Veröffentlichungen im Wesentlichen zwei Aspekte hervorgehoben: Zum einen werden die Ursachen für die unterschiedlichen Karriereverläufe in der Kumulation kleinerer Benachteiligungen und entmutigender Kommunikation und Abwertung von Qualifikationen gesehen, was sich auf Prozesse beruflicher Selbstselektion der Wissenschaftlerinnen mit Kindern auswirkt.²⁶ Andererseits wird aber auch die Bereicherung hervorgehoben, die sich aus dem Wechsel der Lebenssphären und der Verschiedenartigkeit der Anforderungen ergibt. Im Einzelnen können aus den bisherigen Studien zu Wissenschaftlerinnen folgende zentrale Ergebnisse zusammengefasst werden:

Einstellungen gegenüber Wissenschaftlerinnen mit Kindern

Wissenschaftlerinnen mit Kindern schildern als die Hauptprobleme, mit denen sie sich im wissenschaftlichen Alltag konfrontiert sehen, die vorhandenen Vorurteile hinsichtlich der Unvereinbarkeit sowie eine Abwertung ihrer Qualifikationen.²⁷ Auch Vorurteile hinsichtlich der Zuverlässigkeit und Produktivität stellen eines der besonderen Erschwernisse dar, gegen die Wissenschaftlerinnen mit Kindern in ihrem Berufsalltag ankämpfen müssen.²⁸ Die in den sozialen Interaktionen stattfindenden Entmutigungen wirken sich auch auf die Einschätzungen der Frauen hinsichtlich der Realisierungschancen von beruflichen Zielen aus, was wiederum zu einer weniger stringenten Zielverfolgung führen kann. Für diese Prozesse wird auch das Zusammenwirken von zwei mehr oder weniger unbewusst wirkenden Mythen verantwortlich gemacht: Zum einen der Wissenschaftsmythos, zum ande-

21 Vgl. z.B. ‚Karriere im Duett‘, 2004.

22 Strehmel, 1999; Stief, 2001; vgl. Hoff & Ewers, 2004.

23 Abele, 2004b, S. 175.

24 Vgl. Blossfeld & Drobni, 2000.

25 Vgl. Studie der Junge Akademie, 2001.

26 Strehmel, 1999.

27 Vgl. Kraus, 2000; Strehmel, 1999; Macha & Paetzold, 1992.

28 Macha & Paetzold, 1992.

ren der gerade in Deutschland besonders stark ausgeprägte Muttermythos, die sich für Wissenschaftlerinnen in ihrer Wirkung ungünstig potenzieren.²⁹

Arbeitssituation und Zeitstrukturen von Wissenschaftlerinnen mit Kindern

Hinsichtlich der Arbeitssituation von Wissenschaftlerinnen mit Kindern zeigte sich eine Abhängigkeit der Berufszufriedenheit von dem Ausmaß an Flexibilität der Arbeitszeiten, weniger die Arbeitszeit als solche.³⁰ Durch die Schwierigkeit der Organisation, die die Frauen in aller Regel überwiegend allein bewältigen, bleibt wenig Zeit für reputationsbildende Aktivitäten wie Pflege fachlicher Kontakte und Netzwerke, Wahrnehmung sozialer Termine, Fortbildungen und Kongresse etc., was sich ungünstig auf den Karriereverlauf der Frauen auswirkt.³¹ Besondere Konfliktpunkte ergeben sich vor allem in den Randzeiten und Übergängen zwischen Kinderbetreuung und Berufsarbeit.³²

Die Wissenschaftlerinnen mit Kindern haben im Vergleich zu männlichen Kollegen mit Kindern, die in traditionellen Partnerschaften leben, mehr mit terminlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Mütter müssen sich mit der Terminplanung des Instituts arrangieren oder aber die Konsequenzen tragen, falls sich diese nicht mit der Kinderbetreuung koordinieren lässt. Drews fand in ihrer Stichprobe Berichte über Ignoranz und Gleichgültigkeit gegenüber Elternschaft im wissenschaftlichen Arbeitsumfeld.³³ Widersprüchliche Ergebnisse finden sich hinsichtlich Überlastungs- und Überforderungsgefühlen der Wissenschaftlerinnen: Während einerseits von erlebter Überforderung der Wissenschaftlerinnen und Gefühlen des burn out berichtet wird,³⁴ fanden sich in anderen Studien bei den Wissenschaftlerinnen nur moderate Belastungen und keine extremen Überforderungsgefühle.³⁵ Zusätzlich finden sich in den Studien Schilderungen über erhebliche Ambivalenzen und Schuldgefühle gegenüber den Kindern.³⁶

Leistungsniveau von Wissenschaftlerinnen mit Kindern

Aus älteren biographischen Analysen, aber auch aus aktuellen Studien wird die hohe Leistungsmotivation von Wissenschaftlerinnen mit Kindern und der hohe Leistungsstandard deutlich.³⁷ Widersprüchlich sind die Ergebnisse hinsichtlich der Publikationsrate von Müttern, die i.a.R. als Indikator der wissenschaftlichen Produktivität gesehen wird: Hier finden sich sowohl Hinweise auf eine gleiche wissenschaftliche Produktivität³⁸, wie auch auf geringere Produktivität von Wissenschaftlerin-

29 Vinken, 2001; Macha, 2000; Hier wirkt das in Deutschland noch stark vorherrschende Ernährermodell verstärkend, siehe Stiegler, 1999.

30 Strehmel, 1999; Drews, 1996.

31 Drews, 1996.

32 Drews, 1996; Strehmel, 1999.

33 Drews, 1996.

34 Drews, 1996; Abele, im Druck.

35 Strehmel, 1999.

36 Macha & Paetzold, 1992.

37 Baus, 1994; Macha, 2000; Strehmel, 1999; Kiegelmann, 2000; Krimmer & Zimmer, 2003; Kemkes-Grotenthaler, 2000; 2003.

38 Cole & Zuckerman, 1991; Fox, 1995.

nen mit Kindern.³⁹ Neuere Studien verweisen zunehmend auf die gleiche Produktivität von Wissenschaftlerinnen mit Kindern im Vergleich zu kinderlosen Wissenschaftlerinnen. So zeigten sich z.B. in einer Umfrage an der Johannes Gutenberg Universität Mainz an Wissenschaftlerinnen mit und ohne Kindern sowohl hinsichtlich der Karriereentwicklung als auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Produktivität im Sinne von Publikationen, Präsentation und Lehre keine signifikanten Unterschiede zwischen Kinderlosen und Wissenschaftlerinnen mit Kindern. Signifikante Unterschiede zwischen beiden Gruppen wurden allerdings in Bezug auf die zeitlichen Strukturen im Arbeitsalltag deutlich.⁴⁰

Partnerschaftliche Rollenverteilung

Ganz im Gegensatz zu männlichen Wissenschaftlern mit Familie sind Wissenschaftlerinnen zumeist mit einem hoch qualifizierten, ebenfalls berufstätigen Partner liiert. Für die Wissenschaftlerinnen mit Kindern bedeutet dies, dass sie i.a.R. nicht in derselben Weise auf Entlastung von Reproduktionsarbeit zurückgreifen können wie ihre männlichen Kollegen. Im Gegenteil: Gerade Wissenschaftlerinnen mit Kindern geben an, in erster Linie für die Kinderbetreuung oder deren Organisation zuständig zu sein.⁴¹ Daran hat sich anscheinend in den letzten 30 Jahren nur wenig geändert, denn bereits Sommerkorn kam Ende der 60er Jahre zum selben Ergebnis.⁴² Nur geringe Veränderungen hinsichtlich der Rollenaufteilung hochqualifizierter Partner, spätestens beim Übergang zur Elternschaft, sind jedoch auch für andere akademische Professionen belegt.⁴³

Wissenschaftlerinnen sind in ihrer überwiegenden Mehrheit Teil eines Doppelkarriere-Paares, zumindest sofern sie partnerschaftlich gebunden sind, was wiederum nur bei einem kleineren Teil der Wissenschaftlerinnen auf hohen Positionen im Vergleich zu den Wissenschaftlern der Fall ist.⁴⁴ Allerdings fand Strehmel in ihrer Studie, dass die befragten Wissenschaftlerinnen mit Kindern häufig die Alleinverdienerinnen der Familie waren. Hinweise auf eine Rollenveränderung bei Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen finden sich allerdings auch: Allmendinger et al. berichten, dass die Partnerschaften der von ihnen befragten Wissenschaftlerinnen auf Tragfähigkeit für die wissenschaftliche und berufliche Entwicklung geprüft und ausgewählt werden und eine Optimierung der Passung zwischen Partnern und Beruf im zeitlichen Verlauf stattfindet.⁴⁵

Wichtig ist hinsichtlich der Rollenverteilung in den Partnerschaften der Wissenschaftlerinnen vor allem ein Ergebnis: Frauen, die in der Wissenschaft erfolgreiche Karrierewege eingeschlagen haben, waren in ihren Partnerschaften überdurchschnittlich gleichberechtigt.⁴⁶ Aber auch erfolgreiche Wissenschaftlerinnen, die sich als überdurchschnittlich gleichberechtigt in ihren Beziehungen schildern,

39 Z.B. Kukartz, 1992.

40 Kemkes-Grottenthaler, 2000; vgl. auch Fox, 1995.

41 Drews, 1996; Macha, 2000; Dasko, 2002; Mixa, 2000; Hardach-Pinke et al., 1996.

42 Vgl. Sommerkorn, 1967; Strehmel, 1999.

43 Vgl. z.B. Abele, 2000; vgl. auch die internationale Studie von Blossfeld & Drobní, 2001: Dabei zeigte sich, dass trotz hohem Bildungsstand der Frauen keine Enttraditionalisierung der Rollenaufteilung zwischen den Akademiker-Elternpaaren stattgefunden hat. Vgl. dazu auch Nave-Herz, 2001; Nentwich, 2000.

44 Abele, im Druck; Krimmer & Zimmer, 2004.

45 Allmendinger, Fuchs & v. Stebut, 2001, S. 27.

46 Macha, 2000; Biernat & Wortmann, 1991.

übernehmen trotz voller Berufstätigkeit mehr Verantwortung für den häuslichen Bereich als ihre Partner.⁴⁷

„Enrichment“ Hypothesis

Unter dem Schlagwort ‚Enrichment‘ wird dem Diskurs früherer Jahre zur ‚Doppel-Belastung‘ eine positive Begrifflichkeit entgegen gesetzt und neben den bestehenden Belastungen auch die Vorteile und Bereicherungen für die betreffenden Frauen betont.⁴⁸ Der Begriff beinhaltet die Annahme von Bereicherung und Kraft durch den Wechsel zwischen beruflichem und familiärem Arbeitsbereich, wodurch die Entwicklung von mehr personalen Kompetenzen ermöglicht werde.⁴⁹ Eine Entlastung durch multiple Rollen der Wissenschaftlerinnen zeigte sich in mehreren Studien.⁵⁰ Weitere Ergebnisse zeigen einen gesundheitlichen Vorteil berufstätiger Frauen, v.a. mit älteren Kindern.⁵¹

Neuere Studien zur Lebens- und Arbeitssituation von Wissenschaftlerinnen verweisen auf die Gleichzeitigkeit großer Belastungen und dem Erleben von Bereicherung durch die Doppelrolle.⁵² Diese Verbindung von Konflikt und Bereicherung existiert für die Wissenschaftlerinnen parallel und steht nur scheinbar im Widerspruch zu dem sich immer wieder findenden Ergebnis einer größeren Wahrscheinlichkeit von Überlastungs-/Überforderungsgefühlen der Wissenschaftlerinnen mit Kind(ern).⁵³ Bereits in der Studie von Tiedje et al. an einer Stichprobe berufstätiger Mütter erwiesen sich Bereicherung und Belastung als empirisch unabhängige Dimensionen.⁵⁴ Mit der Ausweitung der Blickrichtung auch auf die bereichernden Aspekte sind negativ konnotierte Begrifflichkeiten, wie Vereinbarkeitsproblematik und Doppelbelastung, stärker in den Hintergrund getreten.⁵⁵ So wird bereits in etwas älteren Studien für Wissenschaftlerinnen trotz der erheblichen Belastungen auch die Bereicherung für die Frauen und die Relativierung der beruflichen Anforderungen durch die Doppelrolle hervorgehoben,⁵⁶ ein Ergebnis, das auch in nachfolgenden Studien deutlich wurde.⁵⁷

Potenzielle Mutterschaft

Aufgrund von Vergleichen zwischen Wissenschaftlerinnen mit und ohne Kindern wurde deutlich, dass sich hinsichtlich der Karriereverläufe weniger tatsächlich vorhandene Kinder, als vielmehr die Tatsache einer potenziellen Mutterschaft ungünstig auf die impliziten Leistungszuschreibungen und

47 Macha, 2000; Biernat & Wortman, 1991; Sonnentag, 1996; Strehmel, 1999.

48 Vgl. dazu auch ein Projekt des Deutschen Jugendinstituts zur Nutzung von Familienkompetenzen für Organisationen; Gerzer-Sass & Sass, 2003.

49 Macha, 2000.

50 Strehmel, 1999; Hardach-Pinke et al., 1996.

51 Z.B. Strehmel, 1992; Maschewsky-Schneider, 1994; Paetzold, 1996, Sonnentag, 1996.

52 Paetzold, 1996; Strehmel, 1999; Macha, 2000, Mixa, 2002

53 Vgl. Abele, im Druck.

54 Tiedje et al., 1990.

55 Dieser Paradigmenwechsel findet sich nicht nur in der Literatur zu Wissenschaftlerinnen mit Kindern, sondern auch in allgemeiner Literatur zu berufstätigen Müttern wieder. Für einen Überblick zur Entwicklung der soziologischen Forschung zu mütterlicher Erwerbstätigkeit siehe z.B. Gottschall, 1999.

56 Macha & Paetzold, 1992.

57 Strehmel, 1999; vgl. auch Mixa, 2002.

die weitere Karriereentwicklung auswirkt.⁵⁸ Auf diesen faktisch karrierehemmenden Effekt, selbst einer potenziellen Schwangerschaft kinderloser Wissenschaftlerinnen, wird erst in jüngerer Zeit hingewiesen, beispielhaft sei hier die Arbeit der Projektgruppe um Allmendinger genannt.⁵⁹ Am Beispiel der Max-Planck-Gesellschaft zeigte sich, dass nicht nur die Mütter, sondern auch die kinderlosen Wissenschaftlerinnen in gleicher Weise geringere Chancen auf eine weitere Karriere haben. Oder anders ausgedrückt: Die Mütter haben auch keine schlechteren Chancen als die kinderlosen Frauen auf der gleichen Karrierestufe.⁶⁰ Die Tatsache der endgültigen Kinderlosigkeit der Frauen (und damit der ‚uneingeschränkten Verfügbarkeit‘) wird jedoch erst in einem Alter sichtbar, in dem die wesentlichen Karriereweichen oft bereits gestellt sind. Längsschnittliche Studien belegen eine geringere Karrierewahrscheinlichkeit qualifizierter kinderloser Akademikerinnen gegenüber Männern mit gleicher Qualifikation.⁶¹ Ferner hat sich ein doppelter Wirkmechanismus gezeigt: Wie Wimbauer herausgearbeitet hat, schieben die Wissenschaftlerinnen die Familiengründung lange auf oder verzichten ganz darauf, ohne dass sich etwas an der Erwartungshaltung potenzieller Nicht-Verfügbarkeit ändern würde. Gleichzeitig wirkt die Kinderlosigkeit der Frauen als Sozialkriterium bei der Stellenvergabe, da eine Familienernährerrolle, anders als bei den männlichen Wissenschaftlern mit Kindern, nicht gegeben scheint.⁶²

IV Fazit

Die bei Entscheidungsträgern innerhalb der Hochschulen noch immer weit verbreitete Sichtweise zur Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Laufbahn und Mutterschaft ist erheblich von negativen Leistungserwartungen geprägt, eine Kultur des Zutrauens und der Ermutigung wird den Wissenschaftlerinnen mit Kindern nur vergleichsweise selten entgegen gebracht. Die aktuellen empirischen Erkenntnisse stützen die implizit vorhandene negative Leistungserwartung gegenüber Wissenschaftlerinnen mit Kindern eindeutig nicht. Vielmehr zeigen v.a. neuere Studien keine signifikanten Unterschiede in der wissenschaftlichen Produktivität von Wissenschaftlerinnen mit und ohne Kindern. Allerdings muss hierbei eines angemerkt werden: Frauen, die in der Wissenschaft verbleiben und ihre wissenschaftliche Laufbahn mit einer Familie zu verbinden suchen, stellen möglicherweise eine sehr selektive Gruppe dar. Vieles spricht dafür, dass wissenschaftlich befähigte Frauen mit Kinderwunsch zu einem früheren Zeitpunkt in andere akademische Arbeitsbereiche überwechseln, in denen die Vereinbarkeit als weniger problematisch antizipiert wird. Erschwerend für die Realisierung der Kinderwünsche von Wissenschaftlerinnen scheint vor allem das lange Verharren in Qualifikationsphasen mit relativer Abhängigkeit und Planungsunsicherheit bis weit in das vierte Lebensjahrzehnt hinein zu sein.

„Due to the fact that the time-line of a traditional, academic science career is by no means ‘child-friendly’, many women are forced to make difficult choices between their biological and their career clocks.“⁶³

58 Vgl. v. Stebut, 2003.

59 Allmendinger et al., 2000; Wimbauer, 1999; v. Stebut, 2003.

60 v. Stebut, 2003; Mohr, 1987.

61 Z.B. Abele, 2002; S. 58/59.

62 Wimbauer, 1999, S. 157.

63 Kemkes-Grottenthaler, 2000, S. 573.

Als sehr lückenhaft sind die Erkenntnisse zu den Prozessen der Entscheidungsfindung für oder gegen eine Familiengründung im Qualifikationsprozess zu bezeichnen. Auch gibt es bislang kaum eine systematische Erfassung der Wechselwirkungen zwischen den generativen Entscheidungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und den institutionellen Bedingungen der Wissenschaftsorganisationen. Wünschenswert wären in diesem Zusammenhang mehr empirisches Wissen und theoretische Ansätze zur Koordinierung multipler Lebensziele bei Frauen und Männern. Bemerkenswert erscheint auch das Fehlen einer ausreichenden Datenbasis: bislang existieren keine bundesweit angelegten statistischen Erhebungen zum Vorhandensein von Kindern beim wissenschaftlichen Personal; derzeitige Erkenntnisse stützen sich auf kleinere Stichproben bzw. Erhebungen an einzelnen Universitäten. Vor allem aber steht die Einbeziehung der männlichen Wissenschaftler, die Verantwortung für Kinder tragen und sich nicht auf eine traditionelle Rollenverteilung stützen wollen oder können, in die Diskurse, mögliche Interventionen und vor allem in empirische Studien bislang noch aus.

Literatur

- Abele, A. E. (2003): Frauenkarrieren in Wirtschaft und Wissenschaft – Ergebnisse der Erlanger Langzeitstudien BELA- E und MATHE. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 4, S. 49-61.
- Abele, A. E. (2004a): Promovierte Mathematikerinnen und Mathematiker – Die Berufswege einer Gruppe hochqualifizierter Fachleute. In: A. E. Abele, E.-H. Hoff, H.-U. Hohner (Hrsg.): *Frauen und Männer in akademischen Professionen. Berufsverläufe und Berufserfolg*. Heidelberg: Asanger, S. 97 – 112.
- Abele, A. E. (2004b): Beruf – kein Problem, Karriere – schon schwieriger: Berufslaufbahnen von Akademikerinnen und Akademikern im Vergleich. In: A. E. Abele, E.-H. Hoff, H.-U. Hohner (Hrsg.): *Frauen und Männer in akademischen Professionen. Berufsverläufe und Berufserfolg*. Heidelberg: Asanger, S. 157 – 182.
- Abele, A. E. (2002): Geschlechterdifferenz in der beruflichen Karriereentwicklung. Warum sind Frauen weniger erfolgreich als Männer? In: B. Keller & A. Mischau (Hrsg.): *Frauen machen Karriere in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. Chancen nutzen – Barrieren überwinden*. Baden-Baden: Nomos, S. 49-64.
- Abele, A. E. (2000): Gender gaps in early career development of university graduates. Why are women less successful than men?. *European Bulletin of Social Psychology*, 2000, Vol. 12, S. 22-37.
- Allmendinger, Jutta; Eickmeier, Andrea (2003): Brain Drain. Ursachen für die Auswanderung akademischer Leistungseliten in die USA. In: *Beiträge zur Hochschulforschung*, Jg. 25, H. 2, S. 26-34.
- Allmendinger, Jutta; Fuchs, Stefan; Stebut, Nina v. (2001): Zwei Schritte vor, einer zurück. In: *DUZ* 24/2001, S. 26-27.
- Allmendinger, Jutta; Fuchs, Stefan; Stebut, Nina v. (2000): Should I stay or should I go? Mentoring, Verankerung und Verbleib in der Wissenschaft. Empirische Ergebnisse einer Studie zu Karriereverläufen von Frauen und Männern in Institutionen der Max-Planck-Gesellschaft. In: J. Page & R. J. Leemann (Hrsg.): *Karriere von Akademikerinnen: Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung*. Dokumentation der Fachtagung vom 27. März 1999 an der Universität

- Zürich, Bern: Reihe / Serie: Schriftenreihe des Bundesamtes für Bildung und Wissenschaft Nr. 2000/1d, S. 33-48.
- Allmendinger, Jutta; Stebut, Janina v.; Fuchs, Stefan; Brückner, Hannah (1999): Eine Liga für sich? Berufliche Werdegänge von Wissenschaftlerinnen in der Max-Planck-Gesellschaft. In: A. Neusel; A. Wetterer (Hrsg.) (1999): *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Campus*. S. 193- 220.
- Baus, Margarete (1994): *Professorinnen an deutschen Universitäten. Analyse des Berufserfolgs*. Heidelberg: Assanger.
- Beets, G.C.N. (1999). Education and age at first birth. In: *Demos-Bulletin Pop. Soc.* 15; 5-8.
- Biernat, M. & Wortmann, C. B. (1991): Sharing of home responsibilities between professionally employed women and their husbands. *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 60, 6, S. 844-860.
- Blossfeld, Hans-Peter; Drobni, Sonja (Eds.) (2001): *Careers of Couples in Contemporary Society: From Male Breadwinner to Dual Earner Families*. Oxford: Oxford University Press.
- Bock, Ulla; Anne Braszeit; Christiane Schmerl (Hrsg.) (1983): *Frauen an den Universitäten*. Frankfurt/Main.
- Brendel, Sabine (2000): „... weil ich musste ja jetzt ne Ausbildungsstelle haben. Ich wollte ja nicht auf der Straße stehen, ne ...“ Biographisches Handeln von jungen Frauen zwischen eigenen Wünschen und objektiven Strukturen. In: *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien (ZFG)*, H. 3/2000, Jg. 18. Bielefeld: Kleine Verlag, S. 67-73.
- Broch, Sylvia (2000): *Mit Kind im Gegenwind. Studie zur Vereinbarkeit von Karriere und Familie von Studierenden und Beschäftigten mit Kindern an der Universität Bielefeld 1999/2000*. Herausgegeben von der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Bielefeld. Bielefeld.
- Brückner, Christine; Allmendinger, Jutta; v. Stebut, Nina; Fuchs, Stefan (1997): Die Integration von Frauen in die Wissenschaft – eine Echternacher Springprozeession. In: *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden. Band II*. Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.). Westdeutscher Verlag, S. 537-544.
- Buchinger, Birgit; Gödl, Doris; Gschwandtner, Ulrike (2002): *Berufskarrieren von Frauen und Männern an Österreichs Universitäten. Eine sozialwissenschaftliche Studie über die Vereinbarkeit von Beruf und Privatem*. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; Bd. 14. Wien.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2000): *Bevölkerung. Fakten-Trends-Ursachen-Erwartungen*.
- Clephas-Möcker, Petra; Krallmann, Kristina (1986): Man muß sich halt durchsetzen können, und man muß Substanz haben. Biographische Interviews mit älteren Akademikerinnen. In: Clemens, Bärbel (et. al.) (Hrsg.) (1986): *Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung*. Campus Forschung, Band 513, Schwerpunktreihe Hochschule und Beruf. Frankfurt / New York: Campus, S. 311-326.
- Cole, Jonathan R.; Zuckerman, Harriet (1991): Marriage, Motherhood, and Research Performance in Science. In: Zuckerman, Harriet (Eds.) (1991): *The Outer Circle*. New York: Norton, S. 157-170.

- Dasko, Faith (2002): Vereinbarkeit von Beruf und Familie – weiterhin ein Frauenproblem? In: Barbara Keller & Anina Mischau (Hrsg.): *Frauen machen Karriere in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik : Chancen nutzen - Barrieren überwinden* Baden-Baden, S. 97-110.
- Dienel, Christiane (2002): *Familienpolitik. Eine praxisorientierte Gesamtdarstellung der Handlungsfelder und Probleme.* Weinheim: Beltz.
- Domsch, M. E. & Ladwig, A. (1998): Dual Career Couples (DCC's). Die unerkannte Zielgruppe. In W. Gross (Hrsg.): *Karriere 2000. Hoffnungen – Chancen – Perspektiven – Probleme – Risiken.* Bonn: Deutscher Psychologen Verlag, S. 126-137.
- Dorbritz, Jürgen (2003): Polarisierung versus Vielfalt. Lebensformen und Kinderlosigkeit in Deutschland – eine Auswertung des Mikrozensus. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, Jg. 28, H. 3-4/2003.
- Dorbritz, Jürgen (2004). „Nur Tempoeffekte, aber kein Babyboom“ In: *Mitteilungen des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung*, 02/2004, S. 10 – 15.
- Drews, Lydia (1994): „Also tut mir leid, ick hab'n Kind ...“ Zur Situation von Studierenden und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit Kindern an der Freien Universität Berlin. In: Färber, Christine (Hrsg.), mit Beitr. von Sünne Andresen (1994): *Innenansichten: Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Universität.* Berlin: Trafo-Verlag. Weist, S. 63-81.
- Drews, Lydia (1996): Kind und Karriere – die Auswirkungen der Elternschaft auf das akademische Fortkommen. In: Kracke, Bärbel; Wild, Elke (Hrsg.) (1996): *Arbeitsplatz Hochschule. Überlegungen und Befunde zur beruflichen Situation und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.* Heidelberg: Mattes Verlag, S. 97-114.
- Dual Career Couples. *Karriere im Duett. Mehr Chancen für Forscherpaare.* Broschüre herausgegeben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Stifterverband für die Wissenschaft, Bonn 2004.
- Engstler, H. & Menning, S. (2003): *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und Familiendemographische Entwicklung in Deutschland.* Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bonn. Erweiterte Neuauflage.
- Fox, M. F. (1995): Women and scientific careers. In: S. Jasanoff; G. Markle; J. C. Peterson (Eds.): *Handbook of Science and Technology Studies.* Sage Publ., 205-223.
- Gerzer-Sass, Annemarie; Sass, Jürgen (2003): Familienkompetenzen als Potential für eine innovative Personalpolitik. In: *DJI-Bulletin*, 65, S. 4-7.
- Gottschall, Karin (1999): Erwerbstätigkeit und Elternschaft als Gegenstand soziologischer Forschung. In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien (ZFG)*, H. 3/99, Jg. 17. Bielefeld: Kleine Verlag, S. 19-32.
- Hardach-Pinke, I.; Strehmel, P. & Winner, A. (1996): *Kinderbetreuung im Hochschulbereich.* Herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. Bonn.
- Hoff, Ernst – H. & Ewers, Eyko (2004): Zielkonflikte und Zielbalance. Berufliche und private Lebensgestaltung von Frauen, Männern und Paaren. In: A. E. Abele, E.-H. Hoff, H.-U. Hohner (Hrsg.): *Frauen und Männer in akademischen Professionen. Berufsverläufe und Berufserfolg.* Heidelberg: Asanger, S. 131-156.

- Ingrisch, Doris (1992): Alles war das Institut! Eine lebensgeschichtliche Untersuchung über die erste Generation von Professorinnen an der Universität Wien. Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Band 2. Wien: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr.
- Junge Akademie, AG Wissenschaftspolitik, Projekt ‚Mütter als Wissenschaftlerinnen‘.
http://www.diejungeakademie.de/arbeitsgruppen/index_2.php?id_agtitel=7
- Kemkes-Grottenthaler, Ariane (2003): Postponing or rejecting parenthood? Results of a survey among female academic professionals. *Journal of biosoc. Science* (2003), 35, 213-226.
- Kemkes-Grottenthaler, Ariane (2000): Dr. Mom – the Reproductive Choices of Female Academics. In: M. Schultz; K. Atzwanger; G. Bräuer; K. Christiansen; J. Forster; H. Greil; W. Henke; U. Jaeger; C. Niemitz; C. Scheffler; W. Schiefenhövel; I. Schröder & I. Wiechmann: 4. Kongress der Gesellschaft für Anthropologie, Potsdam, 2000; Kongressdokumentation, S. 573-578.
- Kiegelmann, Mechthild (2000): Habilitation. Anmerkungen aufgrund einer empirischen Erhebung. In: Hochschule Ost, H. 3-4/2000, S. 39-46.
- Krais, Beate (2000): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In: Krais, Beate (Hg.) (2000): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 31-54.
- Kreyenfeld, Michaela (2004). Politikdiskussion fehlt verlässliche statistische Grundlage. Datenprobleme in der Demografie am Beispiel der Kinderlosigkeit in Deutschland. In: *Demographische Forschung*, 2004, Jg.1, Nr. 3.
- Krimmer, Holger und Annette Zimmer (2004): Karrierewege von Professorinnen an Hochschulen in Deutschland. In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*. Heft 4, Jg. 21, Bielefeld: Kleine Verlag.
- Kuckartz, Udo (1992): Auf dem Weg zur Professorin. Empirische Befunde zum Zusammenhang zwischen Wissenschaftskarriere, Familiengründung und Elternschaft. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 38 (2), S. 681-700.
- Kurz, Karin (1998): Das Erwerbsverhalten von Frauen in der intensiven Familienphase. Ein Vergleich zwischen Müttern in der Bundesrepublik Deutschland und den USA. Opladen: Leske + Budrich.
- Lind, Inken (2004). Ausstieg oder Aufstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen – Ein Forschungsüberblick. *Cews.Beiträge Frauen in Wissenschaft und Forschung* no. 2. Herausgegeben von Brigitte Mühlenbruch. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Macha, Hildegard (2000): Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden, was sie sind. Unter Mitarbeit von Monika Klinkhammer, Siegmund Gehlert (et al.). Frankfurt / New York: Campus Verlag.
- Macha, Hildegard; Bettina Paetzold (1992): Elemente beruflicher Identität von Wissenschaftlerinnen: Vereinbarkeit von Kind und Beruf? In: Brüderl, Leokadia; Paetzold, Bettina (Hrsg.): *Frauenleben zwischen Beruf und Familie: psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit*. Weinheim/München: Juventa. S. 123-137.
- Maschewsky-Schneider, U. (1994): Frauen leben länger als Männer. *Zeitschrift für Frauenforschung*, H. 12, S. 28-38.
- Meiswinkel, Petra; Rottkord-Fuchtmann, Hiltrud (1995): Wie bringen Frauen Kinder und Wissenschaft unter einen Hut? Eine Studie zur Lebensorganisation von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen mit Kindern. Wuppertal. S. 5-13, S. 44-46, S. 106f., S. 163-167.

- Mesletzky, Josephine (1995): Es tröstet sie eine Weile darüber hinweg arbeitslos zu sein... Das Hochschulsonderprogramm II – ein geeignetes Mittel zur Erhöhung des Frauenanteils in Forschung und Lehre? In: *Zeitschrift für Frauenforschung*, H. 4, S. 29-39.
- Mixa, Elisabeth (2000): Zwischen den Sprossen. Aufstiegsbedingungen und Karrierebarrieren für Medizinerinnen im professionellen und universitären Feld. Wien: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Wien: BMWV.
- Mohr, Wilma (1987): *Frauen in der Wissenschaft*. Freiburg.
- Nave-Herz, Rosemarie (2001): Gibt es die postmoderne Familie? In: Hoeltje, Bettina; Jansen-Schulz, Bettina; Katharina Liebsch (Hrsg.): *Stationen des Wandels. Rückblicke und Fragestellungen zu dreißig Jahren Bildungs- und Geschlechterforschung*. Hamburg: Lit. S. 169-180.
- Nentwich, Julia C. (2000): Wie Mütter und Väter „gemacht“ werden – Konstruktionen von Geschlecht bei der Rollenverteilung in Familien. In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien (ZFG)*, H. 3/2000, Jg. 18. Bielefeld: Kleine Verlag, S. 96-121.
- Onnen-Isemann, Corinna; Oßwald, Ursula (1991): *Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich*. Bad Honnef: Bock, 1992. Schriftenreihe zu Bildung und Wissenschaft 99, hg. vom Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, 1991.
- Paetzold, Bettina (1996): *Eines ist zu wenig – beides macht zufrieden. Die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit*. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Spieß, Erika (1995): Zwischen Karriere und Erziehungsjahr – Berufliche Ambitionen von AkademikerInnen mittleren Alters. In: *Zeitschrift für Frauenforschung (ZfF)*, H. 4/95, Jg. 13. Bielefeld: Kleine Verlag, S. 18-28.
- Schiersmann, Christiane (1995): Bedingungen der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familienarbeit im europäischen Vergleich – unter besonderer Berücksichtigung von Elternurlaubsregelungen. In: *Zeitschrift für Frauenforschung (ZfF)*, H. 1+2/95, Jg. 13. Bielefeld: Kleine Verlag, S. 94-114.
- Schönfisch, Katrin (2003): *Kind – Karriere – Beides? Zusammenhänge und Einflussfaktoren des Familiengründungs- und Erwerbsverhaltens junger HochschulabsolventInnen. Eine empirische Sekundäranalyse des HIS – Absolventenpanels 1993/1998*. Unveröff. Magisterarbeit, Universität Magdeburg.
- Schultz, Dagmar (1989): Die Bedeutung von Beruf und Familie – Forschungsergebnisse und Fragestellungen. In: Bathe, Sivia (Hrsg.) (1989): *Frauen in der Hochschule: Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 158-189.
- Schulze-Bischoff, Karin (1996): Der Konflikt Familie und Erwerbsarbeit – die Situation in West- und Ostdeutschland. In: *Zeitschrift für Frauenforschung (ZfF)*, H. 1 + 2/95, Jg. 14. Bielefeld: Kleine Verlag, S. 115-127.
- Sommerkorn, Ingrid N. (1967): *On the Position of Women in the University Teaching Profession in England. An Interview Study of 100 Teachers*. Dissertation. London.
- Sonntag, S. (1996): Arbeitsbedingungen und psychisches Befinden bei Frauen und Männern. Eine Metaanalyse. In: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, H. 3, S. 118-126.
- Sonnert, G. & Holton, G. (1995): *Gender differences in science careers: The project access study*. New Brunswick: Rutgers University Press.

- Stebut, Janina v. (2003): Eine Frage der Zeit? Zur Integration von Frauen in die Wissenschaft. Eine empirische Untersuchung der Max-Planck-Gesellschaft. Opladen: Leske und Budrich.
- Stief, M. (2001): Selbstwirksamkeitserwartungen, Ziele und Berufserfolg: Eine Längsschnittstudie. Aachen: Shaker.
- Stiegler, Barbara (1999): Mutter, Kind und Vater Staat: geschlechterpolitische Aspekte des Erziehungsgehalts. Bonn: FES Library.
- Strehmel, Petra (1999): Karriereplanung mit Familie. Eine Studie über Wissenschaftlerinnen mit Kindern. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Strehmel, Petra (1992): Mutterschaft und Berufsbiographieverlauf. In: L. Brüderl & B. Paetzold (Hrsg.): Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit. Weinheim: Juventa, S. 69-87.
- Tiedje, L. B.; Wortmann, C. B., Downey, G., Emmons, C., Biernat, M. & Lange, E. (1990): Women with multiples roles: Role compatibility perceptions, satisfaction and mental health. In: Journal of Marriage and the Family, 52, S. 63-72.
- Veil, Mechthild (2003): Kinderbetreuungskulturen in Europa: Schweden, Frankreich, Deutschland. In: Politik und Zeitgeschichte B 44/2003, S. 12-22.
- Vinken, Barbara (2001): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. Piper.
- Wild, Elke & Kracke, Bärbel (1996): Zwischen Selektion und Sozialisation: Überlegungen und Befunde zur beruflichen Situation und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: B. Kracke und E. Wild (Hrsg.): Arbeitsplatz Hochschule. Überlegungen und Befunde zur beruflichen Situation und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Heidelberg: Mattes, S. 1-18.
- Wimbauer, Christine (1999): Organisation, Geschlecht, Karriere. Fallstudien aus einem Forschungsinstitut. Opladen: Leske + Budrich.
- Wirth, Heike & Dümmler, Kerstin (2004): Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Eine Kohortenanalyse auf der Basis von Mikrozensusdaten. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren ISI, Ausgabe 32, Juli 2004, S. 1 – 5.
- Wissenschaftsrat (1998): Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung. Mainz.
- Wolf-Wendel, Lisa; Twombly, Susan; Rice, Suzanne (2003): The Two Body Problem. Johns Hopkins Press.
- Xie, Y. & Shauman, K. A. (1998): Sex differences in research productivity revisited: New evidence about an old puzzle. American Sociol. Review 63, 847-870.
- Ziefle, Andrea (2004): Die individuellen Kosten des Erziehungsurlaubs: Eine empirische Analyse der kurz- und längerfristigen Folgen für den Karriereverlauf von Frauen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 56, 2004, S. 213-231.

Dr. Inken Lind, Jahrgang 1968, studierte Psychologie in Bonn und arbeitete anschließend als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität-GHS Siegen, wo sie 2000 promovierte. Parallel dazu absolvierte sie eine therapeutische Zusatzausbildung, war freiberuflich tätig und erhielt die Approbation für Verhaltenstherapie. Derzeit ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung an der Universität Bonn mit dem Arbeitsschwerpunkt Genderforschung